



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Br., K.: Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der "Vier Fragen eines Ostpreußen".

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zwar in manchen Punkten ihre ursprünglichen Forderungen hatte ermäßigen müssen, in ihrem Haffe gegen Paulus aber unerbittlich geblieben war, die zwar längst die Thatsache der Heidenmissionen hatte anerkennen müssen, aber das Verdienst derselben für Petrus in Anspruch nahm. Wir kennen diese Partei aus den schriftlichen Denkmalen, welche sie hinterlassen hat. Es sind noch — mehr oder weniger vollständig erhalten, zum Theil in schwer entwirrbaren Uebearbeitungen — eine Anzahl von Schriften in diesem Sinne vorhanden, die man dem Clemens, dem angeblichen Begleiter des Petrus und seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl, zuschrieb, um sie so möglichst nahe an den Apostelfürsten hinaufzurücken und mit dessen Autorität zu umkleiden. Auch die Wahl dieses Namens ist bezeichnend. Im Philipperbrief wird ein Clemens als Schüler und Mitarbeiter des Paulus genannt. In dasselbe Verhältniß nun, in dem er hier zu Paulus steht, wurde er in der judenchristlichen Literatur zu Petrus versetzt. Man nahm dem Apostel Paulus seinen eigenthümlichen Wirkungskreis, indem man den Petrus zum eigentlichen Heidenapostel machte, und nicht zufrieden damit, nahm man ihm auch seine Gefährten und trug sie ohne Bedenken auf seinen Rivalen über. Schüler des Paulus selbst mußten auf diese Weise Zeugniß ablegen für eine Form des Evangeliums, die im entschiedensten Gegensatz zum echten Paulinismus stand.

Die merkwürdigste unter den Schriften dieses angeblichen Clemens sind die sogenannten Homilien desselben, die uns in einer anderen Bearbeitung auch unter dem Namen: die Wiedererkennungen erhalten sind. Die Schrift interessiert uns nicht blos, weil sie die ausgebildete Gestalt der Simonsage enthält, sondern auch weil es der erste christliche Tendenzroman ist, der uns tiefe Blicke in die damaligen Verhältnisse der Parteien werfen läßt.

Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen“.

(Vergl. Nr. 25 u. 26 der Grenzboten.)

Dritter Brief.

Wenn ich auf der einen Seite die Versicherung höre, der norddeutsche Bund sei nur eine Kaserne, nur ein großer Rekrutirungsbezirk für den König

Wilhelm, wenn ich mich erinnere, wie der Reichstagsabgeordnete Bebel aus Sachsen, der mir wie ein Goldschnittslyriker, aber nicht wie ein Vertreter handfester Arbeiter vorlam, mit frommem Schauder die Worte von Heinrich Heine citirte:

„Wir bedürfen nur noch als Deutsche
Ein centrales Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche“,

wie er in fieberhafter Erregung uns zurief, dies Bedürfniß werde nun durch Preußen befriedigt, obgleich, so viel ich weiß, Preußen ein Waldheim nicht aufzuweisen hat; — wenn ich dagegen auf der andern Seite höre, die dem norddeutschen Bunde nicht angehörigen deutschen Länder seien der Hort der Freiheit, wenn ich lese, wie der berühmte Röhrle, unmittelbar nachdem er einer an die Kammer gerichteten Monstrepetition um Einberufung einer Constituante, weil die bestehende württembergische Verfassung keinen Schuß Pulver werth sei, zu den 41,999 Unterschriften, die sie schon trug, die seinige als die 42,000ste hinzugefügt hatte, in die Welt hineinschreibt: „Wie kann man uns Württembergern zumuthen, uns aus dem schönsten Sonnenschein freiheitlicher Zustände in den eifigen Schatten des Borussiaismus zu begeben? Sollen wir unsere schöne Preßfreiheit, unsere vortreffliche Verfassung, unser gutes altes Recht, dahin geben für das neue Recht, um unter der Firma der deutschen Einigung Kosaken Bismarck's zu werden?“, wenn er versichert: „Unfreiheit existirt in Württemberg heutzutage nur noch insofern, als Preußen unsere nichtsnutzige Bureaukratie am Ruder erhält (?), welche im andern Falle wir Württemberger schon längst bei'n Teufel gejagt hätten“; wenn ich alle diese Stimmen der Völker höre, so wird mir manchmal darüber, ich muß es leider gestehen, so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum; und um mich aus diesem unbehaglichen Zustande herauszureißen weiß ich kein anderes Mittel als das, mich aus dem Gebiete der Redensarten auf das der Thatsachen zu flüchten. Thatsache aber ist es, daß Hannover zum Theil, Kurhessen und Nassau aber zum überwiegenden Theil mit Vergnügen preußisch wurden, obgleich sie sich bis dahin so zu sagen doch auch in dem Scheine kleinstaatlicher Freiheit gesonnt hatten, daß dagegen kein Theil von Preußen ein Gelüste verspürte, Preußen entfremdet und in den Hort der Freiheit recipirt zu werden, auch nicht das allerjüngste preußische Territorium, welches noch bis in die neueste Zeit unter Fürsten, welche sich sehr auszeichneten vor den letzten Dynasten von Hannover, Kurhessen und Nassau, die Segnungen des Kleinstaats genossen. Ich meine die Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen, welche sich der Donau und der rauhen Alp entlang vom Neckarthal bis nach dem Bodensee erstrecken und fast ringsum von dem Königreiche Württemberg umgeben sind, welche daher, um mit Röhrle zu sprechen, besser als irgendjemand im Stande waren, den

Unterschied zu erkennen zwischen dem eisigen Schatten des Borussiaenthums und dem schönen Sonnenschein freiheitlicher Zustände, welcher über Württemberg lachte. Dazu kommt, daß die Bürger dieser Fürstenthümer echt schwäbischen Stammes, wahre Prachtexemplare von schwäbischem Mutterwitz und Fleiß sind, und daß sie doppelte Lasten tragen. Sie haben nämlich die Abgaben an ihre alten Fürsten behalten und leisten die an den neuen Staat noch obendrein; die allgemeine Wehrpflicht, sowie die allgemeine Einkommensteuer und die classificirte Einkommensteuer sind ihnen anfangs ohne Zweifel ebenso, wie so manchem andern Neupreußen, höchst curiose und keineswegs angenehme Dinge gewesen. Endlich aber sind die Einwohner dieses preußischen Landes Katholiken, und man weiß ja, daß der katholische Priester, obgleich seine Kirche in Preußen mehr Autonomie genießt als irgendwo sonst in Europa, eher für Oestreich oder Polen schwärmt, als für Preußen, und daß er über seine „Pfarrkinder“ einen sehr ausgedehnten „beichtväterlichen“ Einfluß ausübt.

Nach alledem hätte man glauben sollen, die Preußen in Hohenzollern hätten mit beiden Händen, oder wie man bei Maulbronn sagt „mit allen eils Fingern“ zugegriffen, als sich ihnen die Gelegenheit bot, mit guter Manier und anscheinend ohne sonderliches Risiko, aus besagtem eisigen Schatten in den belobten freiheitlichen Sonnenschein überzugehen. Und diese Gelegenheit war ihnen geboten im Sommer 1866. Aber sie wiesen dieselbe auf das entschiedenste zurück. Die närrischen Menschen zogen den Schatten der Knechtschaft dem Sonnenschein der Freiheit vor.

Die Geschichte ist kurz und lehrreich, und da ich noch in keinem der zahlreichen illustirten und nicht illustirten, verständigen und unverständigen Werke, welche die Ereignisse des Jahres 1866 darzustellen versuchen, eine Aufzeichnung darüber gefunden habe, so erlauben Sie mir, daß ich sie Ihnen erzähle, und indem ich die einfach rührenden Thatsachen an Ihren großen und berühmten Namen knüpfe, sie einer Vergessenheit entreiße, welche, nach meinem Gefühl, eine unverdiente sein würde. Also hören Sie:

Ende Juni 1866 occupirte die württembergische Armee die preußischen Fürstenthümer Hohenzollern. Die militärische Promenade gelang vortrefflich. Denn außer einer Handvoll Gensdarmen waren keine Soldaten in den Fürstenthümern. Dagegen die moralische Eroberung fiel weniger glänzend aus, als die militärische. Der bundestägliche Civilcommissarius Graf Leutrum rückte gleichzeitig mit der württembergischen Armee ein. Er begab sich zunächst nach Gamertingen und legte die Hand auf die Sportelkasse. Den Kreisrichter wollte er für den Bundestag vereidigen. Allein der *judex circularis* erklärte, er habe seinem König Treue geschworen, gedenke auch hieran durchaus nichts zu ändern, und am allerwenigsten wolle er mit jener anonymen Gesellschaft, genannt „Bundestag“, etwas zu schaffen haben. Der ritterliche Graf drohte

mit sofortiger Abführung auf den Hohenasberg, wo von dem Dichter Schubart bis zu dem aus der Paulskirche bekannten Reichscanarienvogel Köhler von Dels schon so mancher Patriot hinreichende Muße hatte, über den Sonnenschein der Freiheit und den Duodezdespotism nachzudenken. Es half nichts. Da aber der Kreisrichter auf seiner Weigerung beharrte, sich nicht dem † † † Bundestag verschreiben zu wollen, so verbannte ihn der Graf aus dem Bundesgebiete; und da Preußen zu letzterem nicht mehr gehörte, so ging der Richter einfach nach Koblenz. Der Graf-Bundescommissarius aber setzte quasi *re bene gesta* seinen Eroberungszug fort nach Sigmaringen, wohin ihm übrigens die Fama von seiner gamertinger Heldenthat bereits vorausgeeilt war. Auch dort galt sein erster Griff der Sportkassette. Er fand aber in derselben nur 2 Kr., sage und schreibe: Zwei Kreuzer. Den übrigen Geldvorrath hatte man, da der Graf bereits signalisirt war, eiligst zu theils fälligen, theils auch noch nicht fälligen Staatsausgaben verbraucht, weil man meinte, es sei besser, ein wenig zu früh zu zahlen, als zu borgen an ein Haus, das bereits so wackelig war, wie der Bundestag. Alle Zahlungen hatte man sorgfältig gebucht, die Kassabücher aber einigen zuverlässigen Bürgern anvertraut, die alle richtige Schwaben, aber dennoch sehr eifrige Preußen waren und das Geheimniß mit Sorgfalt bewahrten. Als nun Graf Leutrum nichts fand, als zwei Kreuzer, ergrimmte er gegen den Kassarendanten; dieser aber entschlüpfte über die nahegelegene Grenze. Einen Regierungsrath, welcher es für Abgötterei erklärte, dem Bundestag zu huldigen, wies der Graf aus und schrieb ihm eine Zwangsroute nach Preußen vor. Allein obgleich er dieselbe sorgsam einhielt, blieb er auch hier noch nicht einmal unbehelligt. In Stuttgart wurde er durch einen geheimnißvoll bis oben hin zugeknöpften höheren Polizeibeamten genöthigt, auszusteigen. Er und seine Sachen wurden auf das sorgfältigste untersucht. Offenbar glaubte man, er wolle die Kassabücher heimlich exportiren. Daß man diese Visitation für eine Haupt- und Staatsaffaire in dem Feldzuge Württembergs gegen Hohenzollern hielt, beweist der Umstand, daß der württembergische Premier, Herr von Barnbüler, der damals noch sein „*Vae victis*“ über Preußen rief, um zwei Monate später mit ihm ein Schutz- und Trugbündniß zu schließen, der polizeilichen Nachforschung in hocheigener Person beizuwohnen für nicht zu gering erachtete. Trotzdem fand man nichts. Nach langem Hin und Herhandeln zwischen dem gräßlichen Bundescommissar und den preussischen Beamten verpflichteten einige der letzteren sich „nichts Feindseliges gegen den Bundestag zu thun“ (was übrigens ja auch gar nicht nöthig war, da derselbe damals kaum noch existirte), daß aber die Richter vor wie nach im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen Recht sprachen, die Verwaltungsbeamten unter dessen Autorität administrirten, und daß überhaupt nicht ein Einziger, weder ein Staats-, noch ein Communal-, noch ein sonstiger öffentlicher Beamter, daß kein Bürgermeister,

kein Vogt, kein Schulmeister, kein Ortsdiener, kein Nachtwächter in den beiden preußischen Fürstenthümern zu finden war, der sich dazu herbeigelassen hätte, dem König von Preußen ab- und dem Bundestage zuzuschwören, obgleich es der mit dictatorischer Allgewalt ausgestattete Graf Lentrum zu diesem Zwecke weder an Zuckerbrod noch an Peitsche fehlen ließ. Sogar die wiederholte Hinweisung auf den unheimlichen Hohenasberg, Karlschülerhaften Angedenkens, half nichts. Die preußischen Schwaben waren noch hartnäckiger als die württembergischen; und das will viel sagen.

Auch die bewaffnete Macht der preußischen Fürstenthümer ergab sich nicht. Vielmehr trat sie mitten durch das von feindlichen Truppen occupirte Land einen Rückzug an, der, was Glück und Geschick anlangt, würdig wäre, sich Xenophons Anabasis an die Seite zu stellen.

Die ganze bewaffnete Macht bestand nämlich einzig und allein aus 17 Gensdarmen. Sie konnten sich natürlich nicht, gegenüber der feindlichen Uebermacht, auf eine Bataille einlassen. Sie wichen zurück. Die königlich württembergische Armee verfolgte die tapfern Siebenzehn eifrig und kam ihnen immer näher. In einem kleinen hohenzollernschen Dorfe, nah an der, dort überall nahen, Grenze angelangt, sahen sich die preußischen Gensdarmen in Gefahr, durch die Württemberger abgeschnitten und eingeschlossen zu werden. Allein der Bauern-Vogt wußte Rath. Er versammelte die Ortsbürger und fragte sie, wer von ihnen, um Preußen vor der Gefangenschaft zu schützen, seine Kleider opfern wolle. Das Dörfchen hatte nur fünfzig Bürger, allein ein jeder derselben, obgleich sie nicht reich waren, gab seine Beisteuer und im Augenblick waren siebenzehn vollständige Anzüge zur Hand. Die Gensdarmen verkleideten sich als zollersche Bauern und schlichen aus dem Dorfe mit Zurücklassung ihrer Uniformen. Sie gelangten glücklich durch Baden nach der Rheinprovinz. Die Württemberger folgten ihnen auf dem Fuße in jenes Dörfchen. In Ermangelung des Feinds nahmen sie dessen Uniformen in Kriegsgefangenschaft. Mit dem Scalp versehen zogen sie heimwärts. Die hohenzollernschen Preußen aber wankten, trotz der gefälschten Telegramme, welche große Siege der Destreicher bei Skalitz, bei Nachod, Trautenau u. s. w. verkündigten und von Wien und Frankfurt a. M. aus Ende Juni ganz Süddeutschland überschwemmen, in ihrer Treue zur preußischen Monarchie auch nicht eine Minute während dieser ganzen kleinstaatlich-bundestäglichen Occupation, welche übrigens nicht lange dauern sollte.

Schon am 24. Juli wurden nämlich die eroberungslustigen Württemberger bei Tauberbischofsheim auf das Haupt geschlagen. Dem Borussia stand der Weg offen in jenes Land, über welches, nach Röhrle, die Sonne der Freiheit lacht. Am 25. Juli räumten die Württemberger wieder die von ihnen im Namen des Bundes occupirten hohenzollernschen Fürstenthümer. Niemand

erachtete es der Mühe werth, sie hinauszuworfen. Sie dachten: „der Klügste giebt nach“ und gingen von selber. Man hat ihnen nicht die Uniform zerrissen — es wär' auch schade für das Kleid! — noch ihnen in die Wang' gebissen vor übergroßem Herzeleid, beim Abschied nämlich. Vielmehr fand jene retrograde Bewegung bei der hohenzollern-preussischen Bevölkerung den lebhaftesten Beifall. Die dummen Leute hatten eben nicht den geringsten Appetit dazu, aus dem eisigen Schatten des Borussiaenthums in den Hort der württembergischen Freiheit übergeführt zu werden.

Dies war das Ende des Satyr-Dramas, welches neben den erhabenen Tragödien des Jahres 1866 nicht fehlen durfte. So will es das Gesetz der Tetralogie.

Giebt dieser ebenso einfache wie rührende Hergang nicht zu denken? Was ist es, das diese Süddeutschen, diese Schwaben, diese Katholiken, diese Bauern zwischen Neckar und Bodensee, an den vorwiegend protestantischen deutschen Norden fesselt? Warum wollen die Quellen der Donau und die Niederungen der Spree nicht von einander lassen? Warum legen diese siebentausend Bewohner der rauhen Alp einen so hohen Werth auf die Staatsgemeinschaft mit den Bewohnern der norddeutschen Ebene? Warum hängen sie so fest an der preussischen Monarchie, welche, bevor sie ihnen Wohlthaten erweisen konnte, genöthigt war, ihnen Lasten aufzuerlegen? Warum hängen sie so sehr an ihr, obgleich die so weit entfernte und isolirte Lage des Ländchens nicht alle Segnungen des Großstaats dorthin gelangen läßt?

Sind diese Süddeutschen etwa fanatisirte Feudale, eine zweite schwarze Vendée, die aus einer thörichten romantischen Marotte die Knechtschaft der Freiheit vorzieht? Ganz gewiß nicht. Sie lieben die Freiheit nicht minder, diese preussischen Schwaben, als sie die württembergischen Schwaben lieben. Aber sie unterscheiden sich von den particularistischen Schwaben des von den Abfällen der radicalen Presse in Preußen lebenden „Beobachters“ in Stuttgart dadurch, daß sie, was letzteren abgeht, einen Begriff vom Staat und von der nationalen Aufgabe des Staats haben, daß sie wissen, daß die politische Freiheit und die nationale Einheit nicht anders realisirt werden können, als auf der Grundlage des wirklichen Staats, welcher deren Voraussetzung bildet, und daß der Kleinstaat, der seine Sonderexistenz über die Existenz der Nation, der den Theil über das Ganze setzt, kein Staat ist, so wenig, wie ein Schiff von zwei Fuß Länge, mag es auch an Deck und Takelage noch so mustergiltig sein, mag es auch jeden einzelnen Theil eines großen Fahrzeuges mit bewundernswerther Vollständigkeit und Vollendung en miniature enthalten, doch nie und nimmer ein wirkliches Schiff ist, mit dem man Meere befährt. Sie wissen, daß ein großer Staat, ein wirklicher Staat, seine culturhistorische Mission erfüllt und erfüllen muß, wenn er nicht zu Grunde gehen will; daß er seiner

Natur nach in die Alternative versetzt ist, zwischen Erfüllung dieser Mission und dem Untergang zu wählen, und daß der Trieb der Selbsterhaltung in einem lebenskräftigen großen Gemeinwesen viel zu stark ist, als daß es nicht das Erstere vorziehen sollte, während der Kleinstaat, die Caricatur des Staats, wenn er sich nicht einem großen Ganzen als willig dienendes Glied einfügt, fürchten muß, von jenem lebhaften Wellenschlag, welcher mit jeder großen Cultur-entwicklung nothwendig verbunden ist, umgeworfen, zertrümmert, in der Tiefe begraben zu werden, so daß er jedem Fortschritt ausweicht, weil er durch ihn seine Existenz bedroht sieht, oder daß er jene, von dem dirigirenden Haus- und Staatsminister Seiner Durchlaucht des seit Rheinbundszeiten „souverainen“ Herzogs Wilhelm von Nassau in einer Landtagsöffnungsrede während der dreißiger Jahre in wahrhaft classischer Form ausgedrückte Ueberzeugung gewinnt, „daß man auf alle Reformen verzichten müsse, weil (für den Kleinstaat) auch die nützlichste Reform mit einem gewissen Unbehagen verknüpft sei“. Endlich wissen und wußten diese schwäbischen Preußen, daß ein großer Staat erstens im Stande und zweitens Willens ist, seine Angehörigen zu schützen, und daß sie daher berechtigt waren, die württembergische Occupation nicht als ein ernsthaftes und dauerndes Ereigniß, sondern als ein schnell vorübergehendes Wölfelein zu betrachten. Deshalb hielten sie treu zum preussischen Adler, denn sie wußten: er läßt uns nicht im Stiche, und unter diesem Zeichen werden wir siegen.

Was hatten denn wir z. B. von unserm Staate Nassau in der Stunde der Gefahr? Wir hatten unsern Fürsten gewarnt vor einem Kriege gegen Preußen, dem er nicht gewachsen sei. Hätte er auf uns gehört, er säße noch auf seinem Thron. Er hörte uns nicht. Er fing den Krieg an. Als aber die preussische Armee anrückte, da schrieb er zunächst einen nicht allzuhöflichen Brief an deren Commandanten, worin er sich erstens über die dem Kurfürsten von Hessen widerfahrene Behandlung beschwerte, welche er „die Gefangennehmung mitten im Frieden eines deutschen Fürsten“ nannte, und sodann Klage über die Beschlagnahme der öffentlichen Kassen erhob, was er „Razzia“ nannte, obgleich doch die Bundesarmee in Gamertingen und Sigmaringen mit den preussischen Kassen die nämlichen Experimente anstellte. Und als die Preußen in das Ländchen einrückten, da schrieb er eine Proclamation „An mein Volk!“, worin er uns sagte, „da der Feind der deutschen Bundes Sache seit gestern (dem 14. Juli 1866) eine bedrohliche Stellung einnehme, so sehe er sich, um nicht nach einem in der Geschichte der Civilisation einzig dastehenden Beispiel der letzten Wochen (damit war wieder der Kurfürst gemeint) in Kriegsgefangenschaft zu gerathen, genöthigt, uns zu verlassen.“ Am Schluß hieß es: „Bauet auf mich, wie ich auf Euch baue; so wird uns Gott nicht verlassen!“; damit ging er und ward nicht mehr gesehen. Morgen wirds grade ein Jahr.

So hätte der alte Frig nicht gehandelt, der ein Fläschchen mit Gift bei sich trug als bestes Mittel, um nicht „in Kriegsgefangenschaft zu gerathen.“

Wenn in Oestreich das deutsche Element dem slawischen gegenüber ins Gedränge geräth, wenn in Tirol die italienische Sprachgrenze in Eilmärschen nach Norden zu avancirt, so haben wir die Ursache darin zu suchen, daß Oestreich kein moderner Staat und kein deutscher Staat, sondern ein Völkercomplex ist, der sich von seinen aus dem sinkenden Mittelalter überkommenen Formen noch nicht hat emancipiren können. Und was die persönliche Freiheit anlangt, so darf man in Tirol und Steiermark nicht einmal im Walde jodeln, weil sonst die Herren Genssen scheu werden könnten.

Unsere Verluste an der deutschen Westgrenze haben wir der Kleinstaateri zu verdanken.

Ich habe im Elsaß manchen lieben Freund, der fest an deutscher Sitte, Cultur und Wissenschaft hält. Aber auf Frankreich, auf den modernen einheitlichen Staat lassen sie trotz alledem nichts kommen. Wenn ich zuweilen eine zudringliche Gewissensfrage that, dann hieß die Antwort: „Ja, wenn's ein einheitliches Deutschland mit einem einzigen Monarchen und ohne innere Grenzen gäbe, oder wenn wir die directen Nachbarn von Preußen wären, — von Deutsch- oder Preußischwerden, davon ließe sich reden. Aber wollen sie uns zumuthen, badisch oder bayrisch zu werden? Sollen wir das Elend der Kleinstaateri eintauschen gegen das Bewußtsein, einem großen Staate anzugehören, der uns ein einheitliches und freies Wirthschaftsgebiet im Innern und seinen mächtigen Schutz gegen Außen gewährt, in welchem jedem Talent und jeder Kraft die freie Wettbewerbung um die höchsten Güter und Ehren der Nation offen steht, einem Staat, der uns erlöst hat von Zunft und Zopf, von kleinem geistlichem und weltlichem Krähwinkel? Wir sind gute Deutsche, aber das können Sie uns nicht zumuthen!“

Seit 1866 habe ich eine Antwort darauf. Vor 1866 schämte ich mich und schwieg.

Deshalb thut es mir in der Seele leid, daß Männer, wie Sie, das Jahr 1866 als nicht zu Recht bestehend betrachten.

Genehmigen Sie u. s. w.

Dr. K. Br.